



Gemeinde in Karakosch

„Gott, steh uns bei“

Glaubenskrieg In einer Stadt bei Mossul leben 40 000 Christen. Seit die Dschihadisten des ISIS bis auf wenige Kilometer vorgerückt sind, versammeln sich die Bewohner von Karakosch täglich in ihren zwölf Kirchen. Sollen sie sich verteidigen? Oder fliehen? *Von Katrin Kuntz*



Es war ein Dienstagabend, der 10. Juni, als Salam Kikhwa zu einem Handyshop lief, um sein Guthaben aufzuladen. Er ging über eine staubige Straße, an deren Rändern in Pfützen das Brackwasser steht, zu einem kleinen, beleuchteten

Laden im Zentrum der Stadt Karakosch. In der Hand trug er sein iPhone 5s, er verbringt jeden Tag mehrere Stunden im Internet. Er legte ein paar zerknitterte Dinar auf den Tresen und kaufte sich ein Päckchen Winchester-Zigaretten. Dann, so erzählt er weiter, hörte er den Schrei: „Die Dschihadisten sind in der Stadt!“

Salam kann sich nicht mehr daran erinnern, woher der Schrei kam und wer ihn ausstieß, ob es ein Mann war oder eine Frau, aber er weiß noch, dass er die Zigaretten und das Geld auf dem Tresen liegen ließ, sein Handy packte und rannte. Hun-

derte Menschen rannten mit ihm durch die Straßen von Karakosch, von Norden nach Süden, es wurden immer mehr.

„Sie kommen!“, riefen die Fliehenden, um alle Menschen auf ihrem Weg zu warnen. Sie rannten in ihre Häuser. Die Glocken in den zwölf Kirchen von Karakosch begannen zu läuten.

Doch der Tag, an dem die Bewohner von Karakosch dachten, die radikal islamistischen ISIS-Milizen des Terroristen Abu Bakr al-Baghdadi hätten es schon in ihre Stadt geschafft, war nur ein Tag voller Angst von vielen. Eine Woche später sitzt Salam auf einem Sofa in seinem kleinen, unverputzten Haus unter einem Kreuz aus Holz, seine Mutter Sabria, in einem bodenlangen Kleid, hat Hühnchen und Couscous auf den Tisch gestellt. Sein Vater Samir, ohne Schuhe, bringt Gläser mit Wasser und Eis. „Danke für dieses Essen, Gott“, sagen sie. „Steh uns bei.“

Salam, der einzige Sohn, ist 28 Jahre alt, er trägt ein zitronengelbes T-Shirt, Jeans, Turnschuhe und eine Sonnenbrille, um seine Augen zu schützen. Seit er vor vier Jahren ein Bombenattentat in Mossul überlebt hat, sieht er nicht mehr gut. Seitdem hat Salam Zeit. Er arbeitet nur manchmal, an einer Tankstelle im Ort oder mit Computern zu Hause, oder er trainiert sich verschiedene Dialekte des Englischen an, liest Bücher über Physik und Energiegewinnung oder, selten, die Bibel.

Salam und seine Eltern sind katholisch, ihre Stadt Karakosch liegt im Norden des Irak, 30 Kilometer entfernt von Mossul zwischen zerklüfteten Bergen in der Nive-Ebene. Der Irak ist ein kulturell zersplitterter Staat, die Stadt Karakosch ein Teil davon. Nur an wenigen Orten im Nahen Osten leben so viele Christen zusammen wie hier, 40 000 Menschen. Sie haben zwölf Kirchen errichtet, die wie steinerne

Wächter über die Stadt hinausragen, Tahira, MarZena, Saint Behnam et Sara, katholische und orthodoxe.

Jede Kirche sieht anders aus, jede erhebt sich über die flachen Häuser dieser trostlosen Stadt voller Müll auf dem Boden und mit ihrem sauren Geruch in der Luft; über diese Stadt, deren Ursprung in biblische Zeiten zurückreicht, die im Zweistromland liegt, durch das Euphrat und Tigris fließen. Babylon, Ur, Ninive, all diese Orte, die im Alten Testament eine Rolle spielen, liegen im heutigen Irak, eine Wiege der Menschheit, einst ein Ort des Erschaffens.

Doch in diesen Tagen des Terrors, in denen der Irak zerbrechlich ist wie dünnes Glas, ist Karakosch vor allem eines: gefährlich. Karakosch ist die Heimat einer Minderheit im Irak, die Baghdadis Dschihadisten nicht gefällt. „Ein Ort, an dem man nicht mehr leben sollte“, sagt Salam.

Seit die radikal islamistischen ISIS-Milizen am Dienstag vor zwei Wochen die Stadt Mossul eroberten und bis auf sieben Kilometer Entfernung an die Christen heranrückten, haben die Menschen von Karakosch Angst. Noch sind die Dschihadisten nicht in ihre Stadt eingedrungen, die erste Nachricht ihrer Ankunft war nur ein Gerücht. „Zwei Tage lang habe ich mich mit meinen Eltern im Haus verbarrikadiert“, sagt Salam. Er blickte durch die Gitterstäbe auf die sechs vertrockneten Gurkenpflanzen im Garten, sonst konnte er nicht viel sehen.

Er sah nicht, wie 1500 schwer bewaffnete kurdische Peschmerga-Kämpfer aus Richtung Arbil kamen und Stellung an den Rändern der Stadt bezogen. Die irakische Armee hatte nur Vorposten bei Karakosch stationiert und diese nach dem Fall von Mossul aufgegeben. Für eine kurze Zeit lag Karakosch schutzlos in der Ebene. „Seit die Kurden hier sind, fühlen wir uns ein wenig sicherer“, sagt Salams Mutter. „Aber dass sie da sein müssen, macht uns Angst.“

Karakosch ist jetzt ein Schutzraum und ein Gefängnis geworden. Etwa die Hälfte

der Menschen sei bereits ins kurdische Arbil geflohen, sagen jene, die zurückgeblieben sind. „Wir sind dumm, dass wir noch hier sind“, sagt Salam.

Er hat seine Kindheit in Bagdad verbracht, schon früh wusste er, dass er einmal schlau werden will. Während Bagdad unter Saddam Hussein im Chaos versank, las Salam zu Hause Bücher über Albert Einstein und gewann Wettbewerbe mit Fragen zur Religion. Priester zu werden, das war sein größter Wunsch.

Später, als die Familie nach Karakosch zog, schloss sich Salam einer evangelikalen Sekte an und verteilte Bibeln an Muslime in Mossul, es war eine lebensgefährliche Aktion. Eine Zukunft als Religiöser wäre gut, dachte er. Dann hätte er alle Zeit der Welt, um zu lernen. Doch es war seine Mutter, die ihm die Idee ausredete. „Ich will Enkelkinder“, sagt sie.

Nun steht seit einigen Tagen vor dem Fenster in Salams Haus ein kurdischer Peschmerga mit breitem Rücken und geladenem Sturmgewehr. Salam schläft nachts schlecht, seit der Kurde dort steht; er hat Angst, dass die Männer des ISIS auf ihn feuern und sein Haus dabei treffen.

Die Geschichte von Karakosch ist auch die Geschichte einer Aufrüstung. Während in den vergangenen 20 Jahren von etwa 1,3 Millionen Christen im Irak wohl mehr als 800 000 Menschen flohen, blieb Karakosch eine Bastion der Beständigkeit.

Am Tag, als der Irakkrieg mit Bomben auf Bagdad begann, am 20. März 2003, riefen die Priester von Karakosch ihre Bürger zusammen. Sie gaben ihnen Holzplatten in die Hand, auf dass sie ihre Stadt selbst verteidigten. Über die Jahre besorgten sie sich Waffen, Uniformen und trainierten. In diesen Tagen, viele Jahre später, standen die 1000 christlichen Kämpfer von Karakosch schon vor der Stadt, als die Peschmerga kamen. Die städtische Schutztruppe ist der wichtigste Arbeitgeber hier. Jetzt müssen die Männer verhindern, dass ISIS ihre Kirchen niederbrennt, ihre Frauen vergewaltigt, ihre Kinder erschießt.

Karakosch liegt zwischen Mossul und dem kurdischen Arbil. Geht es den Kurden, die hier ihre Truppen aufstellen, jetzt wirklich nur um Mitmenschlichkeit?

„Die Christen sind friedliche Menschen, die seit langer Zeit hier leben“, sagt Mohammed, der Sicherheitschef von Karakosch, ein Kurde und Muslim, der von der kurdischen Autonomieregierung bezahlt wird. Er sitzt hinter seinem Schreibtisch in der Nähe von Salams Haus und dreht mit dem Zeigefinger seine geladene Pistole. „Niemand ist in Karakosch gestorben, seit wir hier sind“, sagt er. „Und niemand kommt von außen lebend hier rein.“

„Wir müssen die Christen schützen, weil wir stärker sind. Es ist unsere Pflicht. Aber natürlich hätte es Vorteile für sie, wenn sie zu Kurdistan gehörten. Wir haben Arbeit, Öl und Wasser“, sagt er. Weil die Kurden ihr Territorium ausweiten und einen eigenen Staat gründen wollen, sind sie gern Schutzherren der Christen. Nur wenige Hundert Muslime leben in Karakosch, sie haben eine einzige Moschee. Damit es nicht mehr werden, verbieten ihnen die Behörden der Stadt, Land zu erwerben oder Häuser zu kaufen.

Salam setzt sich jetzt vor seinem Haus auf eine Treppenstufe und schlägt in einem Wörterbuch auf seinem Handy etwas nach. „Division, partition“, erscheint auf dem Display. „Der Irak zerfällt“, sagt Salam auf Englisch. „Und wir werden verlieren – egal ob wir am Ende weiter zu den Arabern oder zu den Kurden gehören.“ Wieso? „Bleiben wir bei Bagdad, wird sich in Karakosch nichts ändern. Es wird keine Straßen geben, keine Arbeit, keine Hoffnung.“

Und mit Kurdistan, wie wäre das? „Dann bekommen wir vielleicht Straßen, dafür rutschen wir in einen neuen Konflikt, sobald die irakische Armee versucht, die Ölstadt Kirkuk von den Kurden zurückzuerobern.“

Salam will kein Flüchtling werden, er liebt seine staubige, harte Stadt, in der die Kirchen das einzig Vollendete sind. Er weiß, dass seine alten Eltern, die Diabetes



Katholik Salam, Erzbischof Yohanna Petros Moshe in Karakosch

„Wir werden verlieren, egal ob wir am Ende weiter zu den Arabern oder zu den Kurden gehören“

und Bluthochdruck haben, eine Flucht nur schwer bewältigen könnten. Er hat Angst, weil die Bilder aus der Vergangenheit wieder hochkommen, Bilder von brennenden Bussen, die 2010 in der Stadt Mossul explodierten und 186 Studenten töteten oder verletzten.

Salam war einer von ihnen, er war auf dem Weg zur Universität in Mossul, wo er Elektrotechnik studierte. Dann zerstörte eine Bombe seine Augen, spaltete seine Nase, zerfetzte seine Beine. Salam kennt die Geschichten von Anschlägen auf Christen im Irak, vor allem auf Kirchen in Bagdad, bei denen Hunderte Menschen starben. „Wenn die Peschmerga abziehen, wird Karakosch ausgelöscht“, sagt er. „ISIS wird unsere Stadt in eine Hölle verwandeln.“

Fragt man die Menschen in Karakosch, ob sie lieber beim Irak bleiben wollen oder zu einem neuen Kurdistan gehören möchten, sagen viele einen ähnlichen Satz: „Wir wollen zu denen gehören, die uns schützen, uns Freiheit geben und lieben.“ Und dann: „Also zu Kurdistan.“ Yohanna Petros Mose, der Erzbischof von Mossul, der in Karakosch lebt, hat gerade einen Brief an den Premierminister des kurdischen Autonomiegebiets geschrieben und sich für dessen Hilfe bedankt, für die Peschmerga-Kämpfer. „Wenn wir einen Brief nach Bagdad schicken würden, bekämen wir nie eine Antwort“, sagt er. „Nur die Kurden interessieren sich für uns. Vielleicht liegt es daran, dass sie auch unterdrückt waren.“

Nach dem Essen will Salam zu dem Priesterseminar ins Stadtzentrum gehen, hier kommen täglich neue christliche Flüchtlinge aus Mossul an und bringen Nachrichten aus einer gelähmten, gespenstischen Stadt, in der jeder jedem misstraut, in der scharf geschossen wird und Männer die Hand vor die Augen halten, wenn eine unverschleierte Frau vorbeigeht. Hier, im Seminar, sitzen auch die alten Männer aus Karakosch im Schatten unter den Bäumen und diskutieren, wie sie ihre Stadt verteidigen können. Junge Mädchen üben ihre Lieder für die baldige heilige Kommunion.

Als Salam durch das Tor des Priesterseminars tritt, eilt der Erzbischof auf ihn zu. Er flüstert Salam etwas ins Ohr, er will keine Panik verbreiten. „In zwei Tagen wollen Vertreter des ISIS in die Stadt kom-



Bewaffnete Christen

„Die Terroristen wollen uns zerstören“

men und mir einen Besuch abstatten“, sagt er. Ein Bote habe ihm diese Nachricht überbracht. Der Erzbischof weiß nicht, wie die Terroristen in die Stadt hineinkommen wollen und ob es eine gute Idee ist, mit ihnen zu sprechen. Salam weiß es auch nicht. Er sagt, er wisse nicht, ob die Nachricht stimme.

Der Erzbischof setzt sich in seiner Soutane auf einen Plastikstuhl, Männer kommen, um seinen Ring zu küssen. Der Erzbischof ist jetzt der wichtigste Mann in der Stadt, er hält die Gemeinschaft zusammen. In seinem Garten will er mit Vertretern der Kirche und der Gemeinde über Wasser, Strom und Internet sprechen. All das gibt es seit Tagen nicht mehr in Karakosch. Die ISIS-Truppen haben Wasserrohre und Stromleitungen gekappt, um die Menschen mürbezumachen, und das, sagen die Bewohner von Karakosch, sei wohl erst der Anfang.

Die irakische Zentralregierung schaltete in der Region um Mossul noch dazu das Internet ab, damit die Terroristen es nicht für ihre Propaganda nutzen können. „Indirekt sind die Terroristen schon in der Stadt“, sagen die Menschen. „Zum Glück haben wir sie noch nicht gesehen. Zum

Glück, Alhamdulillah.“ Es ist jetzt 16 Uhr, in einer halben Stunde beginnt in allen Kirchen der Stadt die Messe.

Weit tönen die Glocken zum Nachmittagsgottesdienst, die Kirche Saint Jean ist ein solider Backsteinbau, ockergelb wie die Wüste, bewacht von zehn Freiwilligen aus Karakosch mit Kalaschnikows. Zu Hunderten strömen die Menschen hinein, es riecht nach Weihrauch im Innern, Männer schlagen Pauken, Zimbeln erklingen, die Gemeinde beginnt zu singen und zu beten gegen die Angst.

„Ihr wisst, was um uns herum passiert“, sagt der Erzbischof mit lauter Stimme auf Arabisch, er steht auf der Kanzel und hält mit einer Hand das silberne Kreuz um seinen Hals fest. „Die Terroristen wollen uns zerstören. Wir müssen stark bleiben. Handelt nicht kopflos. Wir werden geschützt, aber wir müssen uns auch selbst schützen.“

Er öffnet die Handflächen nach oben zum Himmel. „Unsere Werte sind Liebe und Frieden. Lasst uns aufstehen, lasst uns gemeinsam beten.“ „Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern.“

Schon immer haben die Menschen in Karakosch ihr Leben in die Hand Gottes gelegt, sie sind es gewohnt, in ihrem Land Bomben explodieren zu sehen. Sie kennen es, dass Menschen anderen Glaubens sie töten wollen. Doch diesmal ist die Gefahr so nah wie nie. Sie wissen nicht, was auf sie zukommt, sie fürchten ein Massaker. Sie wünschen sich Versöhnung und planen gleichzeitig ihre Flucht.

Und Salam, der in einer der hinteren Reihen Platz genommen hat, im Schein des Nachmittagslichts, das durch die bunten Glasfenster fällt, Salam, der kluge, selbstbewusste Mann mit Dreitagebart, der Russell Crowe verehrt, gern in Melbourne leben würde und sich gleichzeitig an jedes einzelne Mal erinnern kann, an dem er seine Stadt verließ, um einen Freund an den Flughafen zu bringen oder zum Arzt zu gehen – auch er steht jetzt auf und betet und weint. Dann, noch bevor die heilige Messe ihr Ende genommen hat, geht er zur Tür und tritt hinaus in die Straßen seiner Stadt, Karakosch.



Video:
Die Stadt der Christen
spiegel.de/app262014irak
oder in der App DER SPIEGEL